

Wenn die Feste vorüber sind

Autor(en): **Knobel, B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **60 (1956-1957)**

Heft 8

PDF erstellt am: **04.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667332>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

WENN DIE FESTE VORÜBER SIND

Wenn die Feste vorüber sind, was bleibt dann zurück? Wir räumen das Bäumchen ab, wickeln Silberschnüre auf und entfernen die wie festgefrorene Tränen anmutenden Tropfenspurten der Weihnachtskerzen vom Teppich. Blieb denn aber auch noch etwas anderes in uns zurück, als nur die Erinnerung an den Austausch der Gaben, die Christbaumlichter, das Klingen der Gläser, das gute Mahl? Wie schön, wenn wir, mit den Ueberresten der Feste allein gelassen, uns von einer inneren Kraft erfüllt fühlen, wenn wir beglückt in dieses neue, eben begonnene Jahr eingehen!

Wir wollen uns einmal, ehe wir die liebevoll zurechtgemachten Päcklein öffnen, mit denen, die sie uns geschickt haben, im Geiste ein wenig befassen. Es ist überraschend, wie dieses kleine Verweilen bei lieben Freunden, bei Bekannten und Verwandten, ehe wir uns ihre Gaben besehen, eine ganz neue Verbundenheit mit ihnen schafft. Sie scheinen uns so nahe zu sein, dass wir Worte und Gedanken miteinander auszutauschen glauben. Wir erfassen sie in ihrer ganz besondern Art mit ihren liebenswerten Fehlern und Schwächen. Sie sind bei uns zu Gäste.

Nicht wahr, wir kennen jene unter ihnen, die nur mit Mühe den Weg zum andern Menschen finden, denen es über die Massen schwer fällt, aus sich herauszugehen, sei es zur Aeusserung einer Bitte, aber auch zum Wort der Güte, zu einer Gebärde der Ermunterung. Für sie wird die Zeit der Weihnacht insgeheim zu einer Zeit schwerer Prüfung, und nicht immer halten sie dabei durch, nicht immer ist es ihnen möglich, sich zu bewähren. Dann schliessen sie sich ein, unglücklich, einsam, verbittert. Oder dann wieder gibt es jene, die schenken möchten, die Arme voll, aber es ist

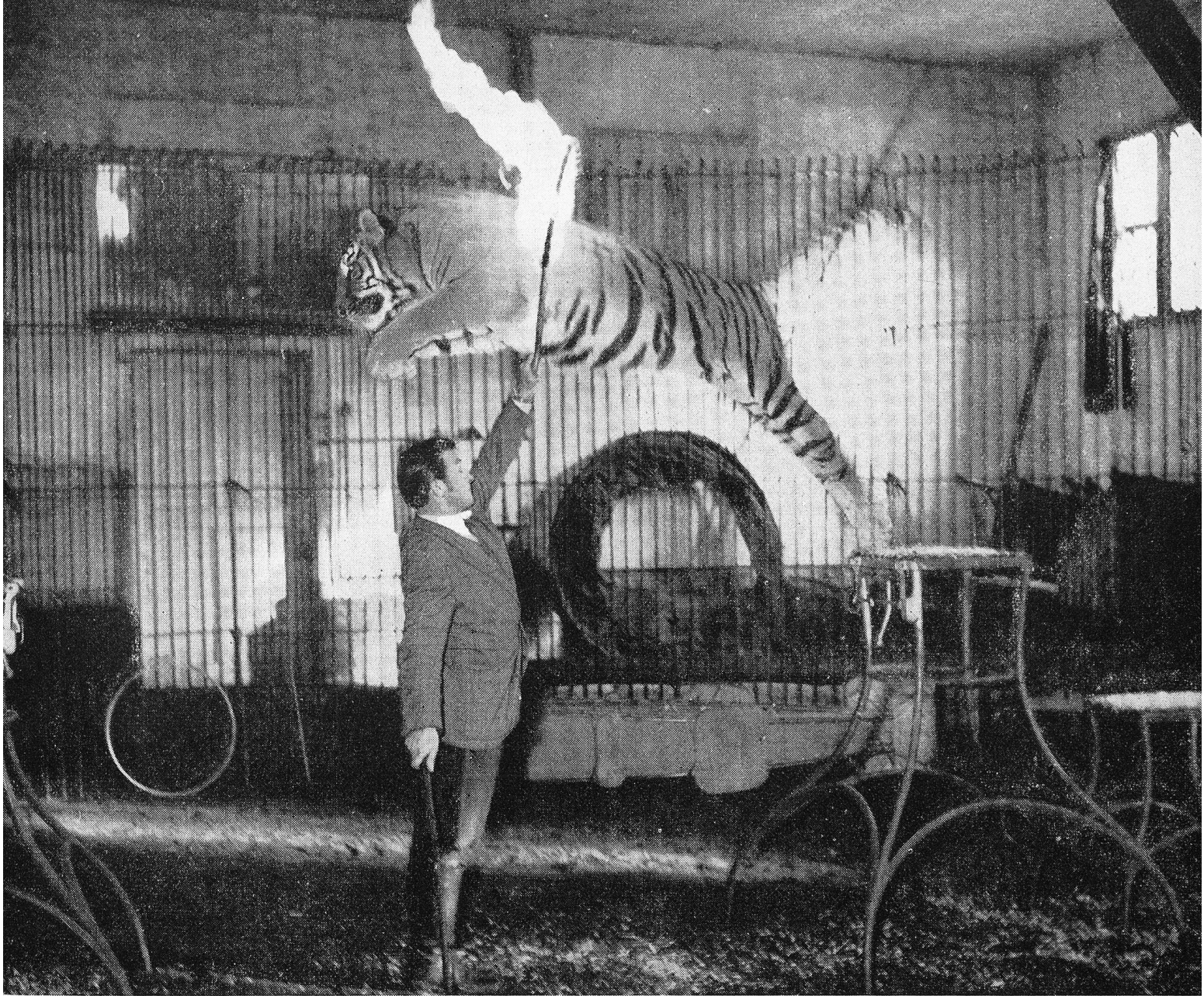
ihnen versagt: denn es fehlen ihnen die Mittel dazu. Wie schade, dass bei diesem an sich so begreiflichem Wunsch des Schenkens (wer hätte ihn nicht!) oft allerdings auch so etwas wie eine Verpflichtung als Begleitmotiv mitklingt!

«Um allen Pflichten des Zur-Weihnacht-Schenken-Müssens nachzukommen, mache ich Schulden», klagte mir kürzlich eine junge Frau, «monatelang muss ich nachher sparen, mit einschränken, ja, schwindeln. Auch meinem Mann darf ich davon nichts sagen.»

Wie schwer, wie traurig, wie quälend wird Weihnachten, wenn uns ein Zwang des Geschenkeüberreichens in dieser Weise zu einem Sklaven macht! Das darf nicht sein. Auf alle Fälle: Wir wollen uns von diesem Zwang befreien.

Es ist gut möglich, dass unter dem Weihnachtsbaum ein Paketlein, ein Brief, ein kleiner Kartengruss fehlte. Auch das kommt vor. Sehr geliebte Menschen lassen uns, wie man sagen möchte, im Stich. Sie sind aber vielleicht durch das ganze Jahr hindurch für uns da: ihr Verstehen, ihr herrlicher Humor wird uns je und je ungeschmälert zuteil. Aber, sie haben dann ganz einfach, weil sie meist vielbeschäftigt sind, zu all dem Briefeschreiben, dem Paketleinschnüren usw. keine Zeit gefunden. Also, seien wir ihnen von Herzen dankbar, für ihre durchs Jahr hindauernde Freudigkeit des Schenkens, das allerdings ein materielles Schenken nicht ist und doch für uns so wertvoll: verzeihen wir ihnen, machen wir ihnen nur ja keine Vorwürfe!

Und der Jahreswechsel? Der Austausch der Glückwünsche? Nehmen wir auch da ein Vergessen nicht zu tragisch! Trachten wir lieber darnach, bei uns selbst ein wenig Ordnung zu machen! Vielleicht geben wir in den letzten Tagen des Jahres die fremden Bücher in unsern Regalen ihren Besitzern zurück. Versuchen wir auch die Schneiderin und den Zahnarzt zu bezahlen. Und ... wie froh werden wir sein, wenn die Feste vorüber sind, dass wir uns aufgerafft haben, um ein paar längst fällige Briefe zu schreiben. Eine Freundschaft war vielleicht zerbrochen gewesen. Missverständnisse, Gereiztheit hüben wie drüben, Mangel an nötiger Zeit und innerer Ruhe, die Feigheit auch, sich einmal gründlich auszusprechen, haben zum Bruch geführt. Was sollen wir tun? Dieser Brief ... Es fiel uns nicht leicht, ihn zu schreiben. Aber als wir eines Abends draussen unter freiem Himmel standen, die Sterne über uns, und die Unendlichkeit sprach uns auf ganz



*Wintertraining
im Zirkus*

Photo H. P. Roth

besondere Weise an, wurden wir uns plötzlich unserer Kleinheit, unserer Bedeutungslosigkeit bewusst, und da wir in eben jener Stunde zum Lauschenkönnen bereit geworden waren, erinnern wir uns auch eines Dichterwortes, jenes von Carl Spitteler in seiner «Quittung»:

Nun wollen wir im Namen alles Grossen, alles
Schönen
den langen Hader schlichten und den Groll
versöhnen:

Was tatest du mir nutzlos weh? Sag an!
Genug! Ich weiss, du hast's nicht gern getan.
Gabst mir je ein herzlich Wort zu haben?
Genug! Hab Dank, dich lieb gehabt zu haben!

Das Wort wurde zur Brücke. Die Verbindung wurde wieder möglich, keine Bitterkeit blieb zurück.

Ruth Blum

DIE MONDFINSTERNIS

Am Freitag, dem 30. Januar kam ich abends sehr müde nach Hause. Die Schule hatte mich erschöpft, und zwei Nächte zuvor war ich erst in der Geisterstunde ins Bett gekommen. Ich beabsichtigte darum, mich früh zur Ruhe zu legen, da teilte mir die Mutter — die die Zeitungen wesentlich aufmerksamer als ihre vielbeschäftigte Tochter liest — mit, dass an diesem Abend eine totale Mondfinsternis stattfindet. Und sie schob mir die Freitagzeitung hin, damit ich mich selber überzeugen konnte. Also beschloss ich, den Schlaf zu opfern, um so mehr, als der Vollmond in grosser Herrlichkeit am Himmel stand und seine Verdunkelung schon um 21 Uhr 42 beginnen sollte. Wartend setzte ich mich mit einer Handarbeit an den Stubentisch. Und als die grosse Minute ge-

kommen war, standen wir zwei Frauen mit frischgeputzten Brillen am Fenster und blickten erwartungsvoll zum Himmel empor. Prächtigt leuchtete uns die Silberscheibe an, ganz deutlich sah man unregelmässige schwarze Flecken in ihrem Innern. Mit einiger Phantasie konnte man sich bald ein menschliches Angesicht, bald die Figur eines reisigtragenden Mannes im Monde vorstellen. «Jetzt, jetzt», rief ich erfreut, «es fängt an! Siehst du den blauen Saphirstreifen, der von der Peripherie des Mondes nach innen wächst?» — «Nein, ich sehe nichts», erwiderte die Mutter bedächtig, «der Mond bleibt ja immer gleich.» — «Dann taugt deine Brille nichts», erwiderte ich rasch, «ich sehe den Streifen ganz genau. Er wird mählich breiter, strebt langsam der Mitte entgegen. Es ist wunderbar!» — «Wahrhaftig», meinte die Mutter, «du hast recht. Aber fürchterlich langsam geht's.» So war es allerdings, die Verdunkelung schritt nur ganz unmerklich vorwärts, und unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Nach einer guten Viertelstunde hatte der blaue Aussenrand kaum einige Millimeter zugenommen. «Das kann unsinnig lang dauern», brummte ich ärgerlich, «und mir fallen vor Schlaf beinahe die Augen zu.» Nach einer weitem Viertelstunde war die Mondscheibe immer noch gleich gross, und die Mutter stellte energisch die Behauptung auf: «Es ist alles nur ein Fasnachtswitz!» Ihr Misstrauen steckte mich an, und als es halb elf Uhr schlug, ohne dass sich am Himmel oben irgend etwas Phänomenales ereignet hatte, beschlossen wir resigniert, ins Bett zu gehen.

Allein, ich fand den begehrten Schlummer nicht. Vom Bett aus konnte ich zwar den Mond nicht sehen, aber sein helles Licht zeichnete die Spiegelung der Fensterfläche in grosser Klarheit auf den dunklen Bodenteppich. Solange es in voller Grösse am Boden lag, hatte sich auch die Verdunkelung am Himmel oben nicht vollzogen, und ich konnte so ganz bequem vom Bett aus jede Veränderung des Mondes kontrollieren. Und während ich unablässig auf das schief auf den Boden geworfene Fensterbild starrte, gab ich mich allerlei tiefsinnigen Gedanken hin, die sich hauptsächlich um das Problem der poetischen Beziehung des dichterischen Menschen zum Monde drehten. Weil ich mich nun mit bescheidenem Selbstbewusstsein ebenfalls zu dieser merkwürdigen Menschengattung zähle, fing ich gleich beim Esel an und brachte mir alle mondlichen Geschehnisse des eigenen Lebens in Erinnerung: meine fürchterliche Angst vor